

Hyacinthe Phypys: Das erst kürzlich entjungferte Mädchen. Die richtigen Worte in jeder bedenklichen Lage. Illustriert von Edward Gorey. Herausgegeben von Mel Juffe. Aus dem Englischen von Alex Stern. Düsseldorf: Lilienfeld Verlag, 2014. 48 S., 22 Abb. 14,90 Euro. ISBN 978-3-940357-44-1.

Anmerkungen

¹ Vgl. dazu Stephan Heller: Design Literacy. Understanding Graphic Design, New York (Allworth) 2004, S. 71–74.

² Zitiert nach Edward Gorey in: Wikipedia. Zugriff am 22.12.2015.

³ Edmund Gorey: Ein fragwürdiger Gast. Düsseldorf 2013, Abb. 1.

Sebastian Hennig **ZUM TODE DES ILLUSTRATORS ERNST LEWINGER**

Eine schwer zu fassende Persönlichkeit ist mit dem Künstler Ernst Lewinger (12. März 1931 – 11. Dezember 2015) dahingegangen. Vorherrschende Merkmale der Gegenwart hat er als unzuträgliche Dissonanzen aus seiner Kunst verbannt. Das Zeitgenössische seines Lebenslaufs ereignete sich als ein anhaltendes Missverständnis, das nur vorübergehend und innerhalb lokaler Grenzen durchbrochen wurde. Gleichwohl genügte das, seine Kunst bei Kennern und Liebhabern zu verankern. Dort blieben seine Bildwelten jedoch mehr im Gefühl, im Gemüt, als im Bewusstsein anwesend.

Eine außerordentliche gesellschaftliche Zurückhaltung rückte ihn an den Rand, beinahe schon außerhalb der Kunstszene. Die abseitige Haltung suchte er sich nicht in freier Entscheidung. Sie war vielmehr so unlöslich mit seiner Existenz verflochten, dass sie in seinen Bildern zum selbstverständlichen alleingültigen Ausdruck seines Daseins geronnen ist. Dadurch entstand der Anschein, der Künstler sei hinter das Werk zurückgetreten, wo sich doch das Werk nur mit der Person derart präzise deckte, dass kein bezeichnetes oder beschriebenes Blatt Papier dazwischen passte. Unermüdlich beschwor er mit seinen kleinformatigen Bildern eine Welt der Stabilität, die an keine äußeren Bedingungen gekoppelt ist, außer vielleicht an das Erinnerungsvermögen. Der Schreibtisch war sein Atelier, und das Lineament seiner Szenerien konnte er nach Bedarf dem Fundus schlichter Schulzeichenhefte entnehmen, in die er in wenigen Strichen vor der Natur die Andeutungen der Landschaft notiert hatte.



In einem von ihm illustrierten Buch aus dem Jahr 1979 ist zu lesen, er habe sich »... mit seinen subtilen Zeichnungen zu einem bedeutenden Zeichner und Graphiker der DDR entwickelt«. Fast möchte man sich wundern, dass einem Vertreter so unverkennbar spätbürgerlichen Rückschritts im selbsternannten sozialistischen deutschen Staat offizielle Achtung für seine abseitigen Illustrationen zuteil wurde. Dieter Hoffmann beschreibt ihn 2001 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* als jemanden, »... der alles andere als ein DDR-Konformist war, eher ein eigenbrötlerischer DDR-Staatsgegner«. Wenn die Gegensätze in der Zeit verflogen sind, wird vielleicht der Eindruck bleiben, dass kein Künstler derart instinktiv zutreffend die in sich widersprüchliche Mischung aus Verfall und Bewahrung, Fahrlässigkeit und Würde traf, die der uneinheitlichen Gesellschaft eigen war, welche sich durch die Umstände der Geschichte unversehens auf dem Staatsgebiet der DDR wiederfand. Schon die frühen Besprechungen seiner Kunst klangen wie Manifeste der Stille und der Einkehr. Inmitten der lärmenden und knallbunten Propaganda für eine frohe sozialistische Zukunft während der sechziger Jahre in der DDR kam solchen Betonungen eine beinahe widerständige Bedeutung zu. Darin setzte sich das Nachdenkliche von dem Fanfarenklang und den Paraden ab. Gefeierte Solidität statt Solidarität, Uraltes statt Utopie und Behutsamkeit anstelle der Vernachlässigung. Entsprechend wurde eine erste Ausstellung 1959 im

Ernst Lewinger: o. T.
(Rangierbahnhof)
Federzeichnung, 1952

Lindenau-Museum Altenburg in einem feindseligen Zeitungsartikel als »mondsüchtig« abgetan.

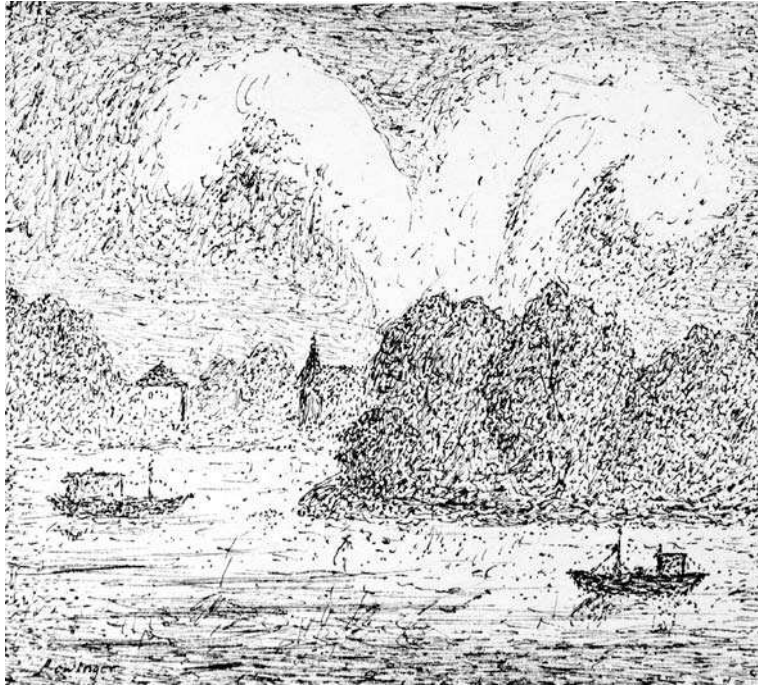
Der schwer zu bestimmende Zauber der Bilder Ernst Lewingers rührt nicht zuletzt aus der Vorgeschichte ihres Schöpfers her, die in dieser Kunst ihre letzte Verdichtung und Überhöhung erlangt. Die harmlosen Blätter zeigen nicht weniger als Tod und Verklärung einer großbürgerlichen Kulturaristokratie. Gleich den Schwüngen und Wellen eines Marmorpapiers begegnen wir einerseits dem Abzug einer durch das Leben ausgelaugten Tradition. Andererseits ist dieser imaginative Widerschein ganz von gegenwärtigem Eigenleben erfüllt. Die Familie Lewinger wurzelte in der Sphäre eines saxo-austriakischen Fin de siècle, dem mehr eine gemeinsame Stimmung als eine geografische oder politische Verbindung entsprach. Der Vater war Studienrat am Vitzthumschen Gymnasium und der in Wien geborene Großvater bis 1918 als Oberregisseur am Königlichen Hoftheater tätig. Dieser entstammte damit ganz direkt jener *Welt von gestern*, die Stefan Zweig in seinem posthum erschienenen Erinnerungsbuch ausbreitete, zu welchem Ernst Lewinger im Übrigen

auch einige Zeichnungen anfertigte.

Ernst Lewinger:
Illustration zu Stefan Zweig,
Die Welt von Gestern
Tuschezeichnung, 1965

Im Werk des letzten Abkömmlings seiner Familie ordnen sich feine Schichtungen aus der Tiefe der Historie nebeneinander auf der Flä-





che des Papiers. Es sind Bild gewordene Schlussfolgerungen aus dem hektischen Aufbruch der klassischen Moderne, welche doch vor allem aus dem Dunstkreis der vergehenden europäischen Monarchien hervortrat. Sie lassen den Zwiespalt des Übergangs deutlich werden. Nur weil der Vater 1936 starb und der Großvater ihm zwei Jahre darauf folgte, blieb beiden das Ärgste erspart, was den deutschen Staatsbürgern mit jüdischen Wurzeln damals widerfahren konnte. Auch nach dem Sohn und Enkel tasteten die Fangarme des Verhängnisses, ohne ihn packen zu können. Doch Abgrenzen und Meiden bestimmten die Kindheit und Schulzeit. Nicht zuletzt diese Erfahrungen prägten die lebenslange Zurückhaltung mit. Hinzu kommt eine labile Physis, welche seine Wahrnehmung auf eine Art prägte, von der Theodor Fontane in *Stine* den Grafen Haldern sagen lässt: »Das Kranksein, das eigentlich von Jugend auf mein Lebensberuf war, das hat auch seine Vorteile. Man kriegt allerlei Nerven in seinen zehn Fingerspitzen und fühlt es den Menschen und Verhältnissen ab, ob sie glücklich sind oder nicht, und mitunter sogar den Räumen, darin die Menschen wohnen.« Hohe Reizempfindlichkeit im beglückenden wie im gefährdenden Sinne ist sein Schicksal. Die ausschlaggebende Ermächtigung zur Künstlerschaft erfuhr er durch Edmund Kesting (1892–1970), der ihn 1948 für zwei Semester als

Ernst Lewinger:
Illustration zu Stefan Zweig,
Marie Antoinette
Federzeichnung, wohl 1960er Jahre

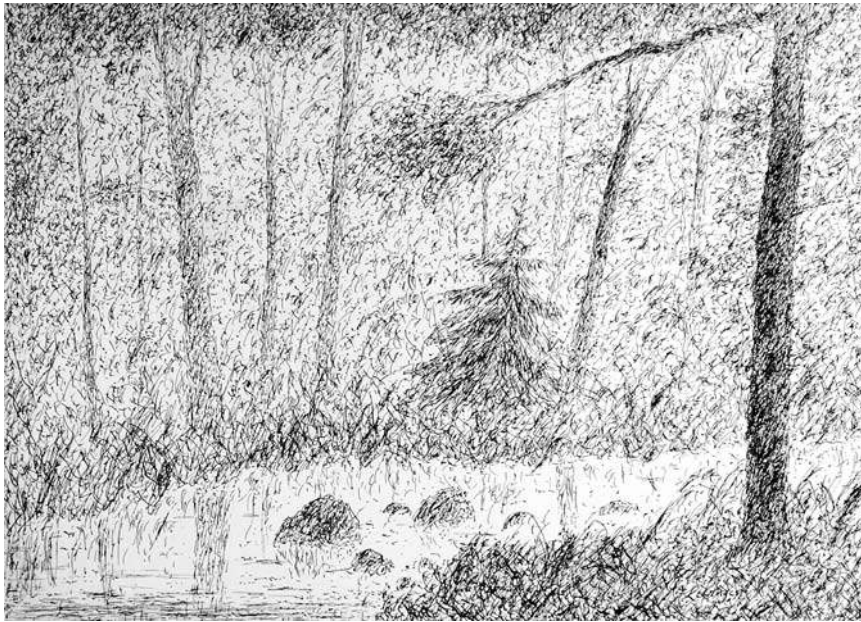
Privatschüler annahm. Anschließend studierte er an der Kunstakademie in Dresden bis 1951, um dann nach Berlin-Charlottenburg zu wechseln. Zwei Jahre später zwang ihn sein Gesundheitszustand zu einer Heimkehr, die endgültig bleiben sollte.

Das Geheimnis seines Werkes ist zugleich das Geheimnis seiner Heimatstadt Dresden, deren Untergang er parallel zum Verlöschen der eigenen Familie erlebte. Ernst Lewingers Bilder wirken wie eine Lithophanie, hinter der eine Welt aufflammt. Jenseits des Brandes wirkt der Feuerschein wie ein mildes Lichtbild der verzehrten Welt. Dieses entzückt und erschreckt uns zugleich. Die zarten Blätter berühren uns grausam und tröstlich in einem. Sie sind fein und hart zugleich.

Der unverwechselbare bildnerische Ausdruck seiner Kunst stellt sich Ende der fünfziger Jahre ein. Die geballten Schwärzen der Tusche der ersten Anfänge werden in den sechziger und siebziger Jahren zu zarten Geweben durchbrochen. Eine artifizielle Farbigkeit legt sich als Fonds unter die Striche. Später werden die Federstriche eingebettet in atmosphärische Gesamtwirkungen. Das Licht wird zugleich natürlicher und überirdischer. Ab Mitte der achtziger Jahre treten kräftige, zuweilen beinahe grelle Akzente von Pastellkreiden dazu. Wetterphänomene über dunklen Dachlandschaften geben den Anlass für reinste Violett-Gelb- und Türkis-Orange-Kontraste. In den Pastellbildern der Jahre bis 2005 begegnen intensive Himmelserscheinungen, gegen Ende seines Schaffens verwischt er die Kreide in den Übergängen zu einer Unschärfe, deren Wirkung jener der unzähligen Häkchen und Punkte der Tuschfeder der früheren Zeichnungen verwandt ist. Ungerührt von Äußerlichkeiten wandelt sich diese Bildwelt bis zuletzt.

In den achtziger Jahren erlebte sie den Höhepunkt öffentlicher Wertschätzung. Mehr als doppelt so viele Einzelausstellungen fanden damals statt als in dem Jahrzehnten davor und danach. Der Wechsel des politischen Systems beendete diese Anerkennung. Die Vernachlässigung war nun nicht länger materieller, sondern geistiger Art. Der erneuerten Sorgfalt für die materiellen Dinge entsprach eine Unachtsamkeit des Geistes. Im Kern erschüttern konnte ihn das nicht. Die Stille um seine Kunst beruht weniger auf der Verkennung ihrer Güte. Überwiegend ist sie einfach ein stummes Echo auf die Ruhe dieser Bilder selbst. Paradox wäre es, für eine bessere Vernehmlichkeit der leisen Botschaft einzutreten, die uns hier verkündet wird. Längst ist die Zeit der würdevollen, weisen Lehrer vergangen, die allein durch leiseres Sprechen das Schwatzen im Klassenraum zum Verstummen brachten.

Mit Ernst Lewinger hat sich ein Maler in ein zeichnerisches Gespinnst verpuppt. Denn auch die Tuschspuren seiner Stahlfeder zer-



legen das Weiß des Papiers behutsam in Lichtpartikel, die farbigen Erscheinungen zugeordnet werden können. Paul Cézanne

bezeichnete das Ideal einer präzisen Stimmungsmalerei in Schwarz-weiß: *»... wie in jenen Zeichnungen Rembrandts, in denen allein der Farbwert der Schwärzen alle Empfindungen des Regenbogens erweckt ...«*.

Der Aphoristiker Michael Klonovsky hat unlängst einmal die Farbflecken-Malerei Paul Cézannes mit den provozierend-forschen Worten abgetan, deren Resultate ähnelten einem Wasserschaden. Er folgt damit intuitiv dem traditionellen Vorurteil Vasaris, der in seinen Viten für das Primat der Zeichnung in der bildenden Kunst und gegen deren koloristische Auflösung eintrat. Ernst Lewingers farbige Blätter könnte man demnach auch mit den verschliffenen Resten mehrerer Schichten früherer Anstriche auf einer alten Wohnungsmauer vergleichen. Das ändert nichts daran, dass dem zugeneigten Auge eine ganze Welt darin aufsteigt. Die Wirkungslosigkeit der Signale eines Kunstwerkes auf manche Temperamente ist kein Beweis für Belanglosigkeit.

Bemühungen, zu seinem 80. Geburtstag in einem der Museen seiner Heimatstadt eine Retrospektive zu veranstalten, scheiterten an der Verborgenheit seiner Kunst. Bei grundsätzlicher Aufgeschlossenheit gegenüber dem vielfach geschätzten Werk redeten sich die Verantwortlichen auf die Schwierigkeit hinaus, die Menge kleiner und intimer Arbeiten zu einem wirkungsvollen Gesamteindruck zu bündeln.

Dahinter sind wohl noch andere Gründe verborgen. Unter den Forschungsdesideraten der Kunstwissenschaft finden sich Äußerungen in der Stimmung von Ernst Lewingers Kunst selbstredend nicht. Der Einsatz dafür ist wenig geeignet, einem Wissenschaftler oder Kurator einen Lehrstuhl beziehungsweise Chefsessel anzuwärmen. Der Künstler hat für das Nachleben seiner Kunst nichts weiter getan, als eben dieses Werk zu schaffen. Einen werbenden Unterstützerkreis hat er nie ermutigt, den Bemühungen um ein Werkverzeichnis sogar entgegengesteuert. Er pflegte einzelne private Beziehungen zu Personen, die ihm im lebenspraktischen und geselligen Sinne die Familie ersetzten, aber nur von Fall zu Fall. Denn er machte die Freunde und Verehrer kaum je untereinander bekannt. Bei Ausstellungseröffnungen oder anderen Gelegenheiten sah man sich von weitem und kannte sich oft nur vom Sehen her. Ernst Lewinger lebte bis zuletzt wie ein Asket. Er war die personifizierte Leerform zu jener verzauberten Welt, die seine Blätter aufführten. Auf diese sollten wir vor allem unseren Blick richten. Da es auf ihnen keine Bewegung und kaum Entwicklung gibt, ist ihnen mit Beschreibung nicht beizukommen. Was sich da als Zeichnung präsentiert, ist eigentlich Weltbildmalerei, und die Illustrationen, die ihn bekannt werden ließen, ziehen ganz selbstständig neben dem Erzählfluss dahin. Sie treiben auf Blickweite zur Handlung ihren eigenwilligen Zielen entgegen. Von einem dienenden Verhältnis zur Literatur kann darum keine Rede sein und doch sind die erwählte Literatur und die gesuchte Poesie der Dinge der Grund auf dem seine Bilderwelt siedelt.

Zur Beisetzung im Familiengrab in einem abgeschiedenen Winkel des Dresdner Trinitatisfriedhofs standen wir an einem verregneten Montag, drei Tage vor Heilig Abend an der Grube mit dem Sarg darin. Da trat plötzlich eine Freundin und treue Wegbegleiterin des Künstlers hervor und bekundete in einem schlichten Satz ihre Zuversicht für das Weiterleben des Verstorbenen in seinen Bildern. Das Wirken des Menschen Ernst Lewinger beendet. Die Person hat sich vom Werk abgelöst. Geändert hat sich dadurch kaum etwas. In seinem Werk bleibt er als Gestalt erhalten. Auf lauten Zuruf hat er nie geantwortet. Wer von seiner stillen Rede angesprochen wurde, für den findet das Gespräch in den Bildern eine ungebrochene Fortsetzung.

Vita

1931 in Dresden geboren. 1947/48 Privatstudium bei Edmund Kesting. 1948-1951 Studium an der Kunstakademie Dresden, unter anderem bei Josef Hegenbarth und Hans Theo Richter. 1951-1953 Studium an der Hochschule für Bildende Künste Berlin-Charlottenburg bei Alexander Camaro und Hans Uhlmann, Kunstgeschichte

bei Will Grohmann. 1953–1957 freischaffend als Gebrauchsgrafiker in Dresden. 1957–1959 Zeichenlehrer an einer Oberschule. 1959 Ausstellung im Lindenau-Museum Altenburg (mit Wolfgang Beier und Hermann Naumann). 1960–1965 halbtags als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Kupferstichkabinett Dresden. Ab 1965 freischaffend als Bildender Künstler, nebenbei Berater für den Staatlichen Antiquitätenhandel. Von 1972 bis 1986 erscheinen vierzehn Illustrationsfolgen in Buchform, die mehrfach als »Schönstes Buch« ausgezeichnet werden. 1982 Ehrendiplom der Internationalen Buchkunst-Ausstellung. 1988 Ausstellung im Buchmuseum der Deutschen Bücherei Leipzig. 2005 Ausstellung in der Sächsischen Landesbibliothek Dresden.

Literaturhinweise

Lothar Lang: Hinweis auf Ernst Lewinger; in: Marginalien, H. 31, 1968.

Ingrid Wenzkat: Bilder von Traum und Wirklichkeit; in: Die Union, 16. Oktober 1968.

Fritz Löffler: Bücher von Ernst Lewinger; in: Die Union, 4. Dezember 1974.

Ingrid Wenzkat: Traum und Wehmut. Rufe gegen Kälte; in: Die Union, 18./19. Oktober 1980.

Anton Thormüller (d.i. Dieter Hoffmann): Literarische Striche. Lewinger bei Finkbein in Gotha; in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14. November 1998.

Gert Claußnitzer: Verschwebender Hauch, die Stille der Melancholie; in: Neues Deutschland, 11./12. März 2006.

Sebastian Hennig: Gedanken zu Ernst Lewingers behutsamkräftigen Erzählbildern. Mit Bibliographie; in: Graphische Kunst, H. 2/2006.

Sebastian Hennig, Eine Welt für Manteltaschen; in: Neues Deutschland, 12. März 2011.

Sebastian Hennig, Ernst Lewinger. Aquarelle und Pastelle; in: Ostragehege, H. 1/2011.

Gunter Ziller, Landschaft und Abstraktion; in: Dresdner Neueste Nachrichten, 28. Dezember 2011.

Sebastian Hennig: Stabilität und Schönheit. Ernst Lewingers Illustrationen zu Pietro Metastasio; in: Marginalien, H. 214, 2014.

Neuerscheinung

Hennig, Sebastian: Ernst Lewinger. In Verbundenheit schwebend. 1931–2015. Neustadt an der Orla: Arnshaugk Verlag, 2016. 224 S., mit 107 farb. u. 9 s/w Abb. auf Taf. Ln. mit Prägung, fadengeheftet. 22 x 15 cm. 36 Euro. ISBN 978-3-944064-61-1.